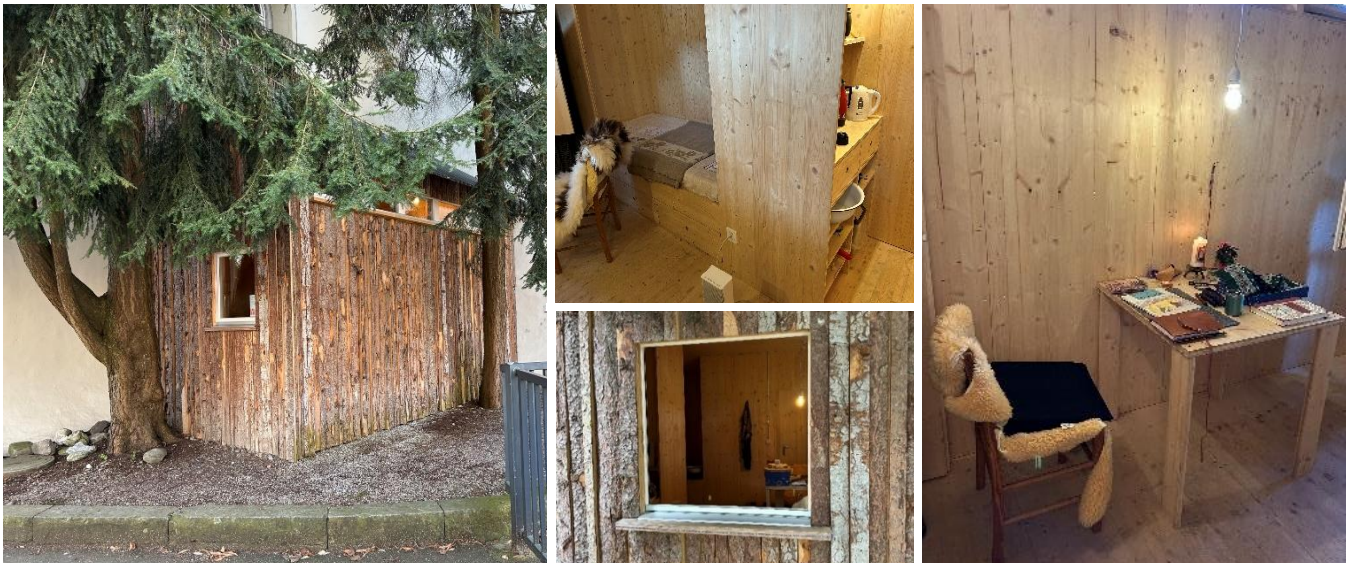


Monatswort der Seelsorgenden / Juni 2026

Ausflug nach Sankt Gallen - auf den Spuren der Heiligen Wiborada



Fotos: A. Bortlik

«Ich will niemandem zur Last fallen.», «Ich schäme mich, abhängig zu sein.» – solche Sätze höre ich fast täglich als Seelsorgerin im Spital Limmattal. Ja, dies ist ein Ort, an dem Menschen Hilfe annehmen müssen. Hier verdichtet sich die Abhängigkeit. Andere kochen, waschen oder putzen für einen, sie versorgen Wunden oder helfen beim Gang zum WC. Für viele ist das vorübergehend, dennoch verbinden sie mit solcher Abhängigkeit Gefühle wie Scham, Versagen oder gar Freiheitsentzug.

Umso erstaunlicher ist es daher, wenn jemand freiwillig abhängig wird. Beim Jahresausflug mit meinem Pfarrkollegium nach Sankt Gallen begegnete ich einem solchen Menschen. Neben Besuchen in Kathedrale und Stiftsbibliothek wandelten wir auf den Spuren von Wiborada. Diese Stadtheilige hat im 10. Jh. n. Chr. eine ungewöhnliche Lebensform gewählt: Weder ein Ehemann noch ein Kloster sollten über ihren Tagesablauf bestimmen – sie wollte allein auf Gott hören. So wurde sie «Inklusin»: Nach einer vierjährigen Probezeit liess sie sich in St. Gallen in einer Zelle bei der Kirche St. Mangen einschliessen. Auf wenigen Quadratmetern wollte sie nun hier den Rest ihres Lebens verbringen – in strenger Askese, von aussen nur mit dem Allernötigsten versorgt.

«So etwas Verrücktes! Das könnte ich nie aushalten!», so reagierte eine Kollegin auf die Stadtheilige. Auch ein Gang an die Aussenmauer der Kirche rief Verblüffung hervor: «Hier ist

Wiboradas Zelle nachgebaut. In dieser Holzkammer lebt nun eine Frau für eine Woche auf ihren Spuren, eine in St. Gallen arbeitende Psychiaterin und Psychoanalytikerin. Wie andere vor ihr hat sie sich gerade einschliessen lassen.» Und tatsächlich: Das kleine Fenster öffnet sich und wir erleben mit, wie diese Frau auch ein offenes Ohr und ein offenes Herz für Menschen, die bei ihr Rat und Hilfe suchen, hat.

Leben wie Wiborada – könnte ich das? Meine Antwort ist klar: Einwöchige Inklusin zu sein, das könnte ich mir vorstellen; mit einem Chemie-WC und acht Litern Wasser am Tag, einem Kissen statt eines Steins und einem Holzbett statt des harten Steinbodens der Stadtheiligen. Doch für immer auf Luxus, Vergnügen, Bewegungsfreiheit und meine Lieblingsmenschen zu verzichten und in der Stille und Abhängigkeit zu leben, wäre nicht denkbar für mich. Dennoch fasziniert mich die Begegnung mit den beiden Frauen, denn gerade der asketische Charakter ihres Lebens kam den Menschen in ihrer Umgebung zugute. Das Eingeschlossensein gab ihnen besondere Freiheit, für andere da zu sein.

«Das Schwierigste ist für mich die Abhängigkeit», erklärt uns die moderne Inklusin zum Abschied. Aber könnte das gerade der Sinn ihres Eingeschlossenseins sein, zu lernen, dass es in Ordnung ist, abhängig zu sein? Ein Zeichen dafür zu setzen, dass das zum Menschsein gehört? Im Grunde sind wir nie frei, sondern immer eingeschlossen: in belastende Familiensysteme, in schwierige Arbeitswelten, in Krankheiten und Altersgebrechen, in Vorurteile und ungute Lebensmuster. Manche Gefängnisse können wir verlassen, in anderen müssen wir uns bestmöglich einrichten. Es bleibt eine lebenslange Aufgabe, eigene Wege zu suchen, um äussere oder innere Freiheit zu finden.

Es tat gut zu entdecken: Gerade an Orten verdichteter Abhängigkeit verdichten sich auch Rat und Tat zum Wohl anderer. So erlebe ich das auch im Limmi: Alle Mitarbeitenden einzeln und in ihrem Zusammenwirken öffnen letztlich anderen ein Fenster menschlicher Zuwendung. In diesem Sinn weht Wiboradas hilfreicher Geist auch bei uns im Haus.



Annegret Bortlik
Reformierte Pfarrerin